

Ökumene vor Ort:

Miteinander statt gegeneinander

Von Jutta Koslowski

Das Christentum ist eine inklusive Gemeinschaft, die in der Lebenswelt verankert ist. Auch die evangelische Kirche sucht Antworten auf die Frage, ob und wie diese Gemeinschaft heute noch „gegen den Trend“ wachsen kann. Die Bemühungen vieler Menschen um eine Erneuerung der Kirche vor Ort sind von ihrem Wesen her ökumenisch: Sie führen katholische und evangelische Christen im Namen Jesu zusammen.

„Von der Volkskirche zur Sekte?“ Das ist die Frage, welche in diesem Buch kritisch (vor allem im Hinblick auf die katholische Kirche) gestellt wird. Und die Antwort ist deutlich – sie wird bereits im Untertitel formuliert: Die Idee vom Gesundshrumpfen (wie sie vor allem von Strategen aus der Kirchenverwaltung vertreten wird) ist falsch.

Doch gibt es nicht in *beiden* großen Volkskirchen viel zu viele Mitglieder, die nur nominell dazugehören – von spitzen Zungen als „Karteileichen“ bezeichnet? Mag sein, dass dieses Phänomen in der evangelischen Kirche (aus deren Perspektive dieser Beitrag geschrieben ist) noch verbreiteter ist als bei Katholiken – denn bei uns Evangelischen gibt es schließlich keine „Sonntagspflicht“, und mit einer gewissen Mischung aus Stolz und Trotz halten viele daran fest, dass ein guter evangelischer Christ eben nicht in die Kirche geht ...

„Glaube ja – Kirche nein“: Dieser Slogan hat in den letzten Jahrzehnten an Popularität gewonnen. Dennoch muss festgehalten werden, dass er dem Wesen des

christlichen Glaubens zutiefst widerspricht. Denn das Christentum gehört (anders als fernöstliche Religionen wie etwa Buddhismus und Hinduismus) zum soziologischen Typus der Kollektiv-Religionen. Als Christ kann man eigentlich gar nicht bewusst allein leben, denn der christliche Glaube versteht sich als *Gemeinschaft*. Das kommt schon dadurch zum Ausdruck, dass Jesus seine Jünger *zu zweit* ausgesandt hat (vgl. Mk 6, 7 par). Und im paulinischen Bild vom Leib Christi (1. Kor 12 und 14) wird deutlich, dass die Kirche nicht nur mit Christus identifiziert wird, sondern dass die Gläubigen auch miteinander unzertrennlich verbunden sind.

Das Christentum ist nicht nur Gemeinschaft; ebenso wichtig ist, dass es eine *inklusive* Gemeinschaft darstellt. Zur Kirche gehören Männer ebenso wie Frauen, Alte wie Junge, Arme und Reiche, Einheimische und Ausländer. Die Kirche ist eine *universale*, internationale Gemeinschaft (in der katholischen Ekklesiologie: sie ist eine Weltkirche), und sie ist wahrhaft *umfassend* (d.h. katholisch). Dem können auch evangelische Christen von Herzen zustimmen – und sie anerkennen mit einer gewissen Bewunderung und vielleicht sogar etwas Neid, dass diese Prinzipien durch die römisch-katholische Kirche in besonderer Weise verwirklicht werden. Nationalismus hat in der christlichen Kirche keinen Platz – nicht umsonst wurde schon bei den griechischen Kirchenvätern der „Phyletismus“ als Häresie verurteilt.

Tatsächlich ist die Kirche eine der wenigen gesellschaftlichen Größen, welche Menschen in unserem Land milieuübergreifend zu vereinen vermag, und insofern ist die Volkskirche von unschätzbbarer Bedeutung für den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. Deshalb ist es besorgniserregend, dass der Megatrend der Individuali-

sierung sich auch auf den christlichen Glauben auswirkt. Wenn Menschen dem Gottesdienst und anderen gemeindlichen Angeboten fernbleiben, weil diese ihren Ansprüchen nicht genügen, gebe ich im Gespräch oft zu bedenken: Man kann sich gerne aus allen Gemeinden, die in erreichbarer Nähe liegen, diejenige aussuchen, die einem am besten gefällt – aber man kann sich keine Gemeinde aussuchen, die es nicht gibt.

Also ist es *doch* eine theologische Notwendigkeit, dass das Christentum als Volkskirche verfasst ist? Ja und Nein. Denn auch dies gilt: Jesus hat nicht die Massen zu seinen Nachfolgern gemacht (auch wenn ihn die Volksmenge kurzzeitig bewundert haben mag): „Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind, die ihn finden“, mahnt Jesus in der Bergpredigt (Mt 7, 14).

*„Kirche der Freiheit“ – ein Impulspapier
der Evangelischen Kirche in Deutschland*

Wenn hier über die Notwendigkeit der Volkskirche beziehungsweise des Abschieds von diesem Paradigma diskutiert wird, mag es aufschlussreich sein, zur Kenntnis zu nehmen, wie in der evangelischen Kirche darüber nachgedacht worden ist. Im Jahr 2006 ist vom Rat der EKD ein „Impulspapier“ unter dem Titel „Kirche der Freiheit“ herausgegeben worden, worin über diese Fragestellung ausführlich reflektiert wird. Hier werden „Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ erörtert (so der Untertitel), und es werden ganz konkrete Handlungsoptionen für das Jahr 2030 entwickelt. Ja, hier melden sich die kirchenleitenden Strategieplaner zu Wort – und tatsächlich propagieren sie die Idee des Gesundheitsschrumpfens. Natürlich wird das Konzept nicht so

genannt, sondern es ist von etwas Positivem die Rede: von zwölf „Leuchtuern“, mit denen die Kirche in Zukunft wieder das werden soll, was ihrer eigentlichen Bestimmung entspricht, nämlich wie das „Licht der Welt“ und die „Stadt auf dem Berg“ zu sein (auch das steht in der Bergpredigt: Mt 5, 14).

„Mit der Vision der zwölf Leuchtuern für das Jahr 2030 nimmt die Evangelische Kirche in Deutschland die Herausforderungen der Umbruchzeit an und ermutigt zu einem gemeinsamen Weg, der sich den voraussehbaren demographischen und finanziellen Entwicklungen stellt und sie durch konzeptionelle Überlegungen zum Positiven wendet. Der christliche Glaube beugt sich nicht jenen falschen Prophetien der Moderne, die ihr immer wieder den Untergang voraussagten. Die Evangelische Kirche in Deutschland will mit den zwölf Leuchtuern ein Wachstum gegen den Trend initiieren, weil sie in der evangelischen Freiheit eine unentbehrliche Kraftquelle und eine wegweisende Lebensorientierung für das 21. Jahrhundert sieht.“⁵⁸ Das Stichwort vom „Wachstum gegen den Trend“ ist kontrovers diskutiert worden und wurde von vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern als Überforderung, ja als Zumutung empfunden, wenn sie trotz all ihrer Bemühungen vor immer leerer werdenden Kirchenbänken zu predigen haben. Von anderen wurde es dagegen als

⁵⁸ Kirchenamt der EKD (Hg.): Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, S. 46. Vgl. auch ebd., S. 52: „Die Zahl derjenigen, die regelmäßig von den kirchlichen Kernangeboten Gebrauch machen, sollte sich auf ca. 50 Prozent aller Mitglieder verdoppeln. Der durchschnittliche Gottesdienstbesuch am Sonntag sollte – unter Berücksichtigung der kreativen Vielfalt von Angebotsformen – von derzeit 4 Prozent auf 10 Prozent aller Kirchenmitglieder gesteigert werden. [...] Diese anspruchsvollen Ziele signalisieren den Willen der evangelischen Kirche, gegen den Trend zu wachsen.“

Ansporn aufgefasst, sich durch die Prognosen von stark rückläufigen Mitgliederzahlen und Geldmitteln nicht bange machen zu lassen.

Ganz auf der Linie der in diesem Buch entwickelten Gedanken wird auch für die evangelische Kirche ein Abschied von der Pfarrerzentriertheit gefordert und die Gemeindegemeinschaft einschließlich der Feier von Gottesdiensten als Aufgabe für das ganze Volk Gottes begriffen: „Geistlich erkennbare Räume und geistlich vertraute Zeiten brauchen ein verlässliches geistliches Leben. Es mag Situationen geben, in denen dieses nicht durch hauptamtliche Kräfte verantwortet wird; aber es muss gestaltet werden. Qualitätsstandards müssen auch für kleine Gottesdienstformen entwickelt werden. Getragen werden sie von Gottesdienstkernen, von Christinnen und Christen, die sich gegebenenfalls auch ohne die Anwesenheit einer Pfarrerin oder eines Pfarrers regelmäßig zum Hören auf Gottes Wort und zum gemeinsamen Gebet zusammenfinden. Auch darin zeigt sich die Aktualität des Priestertums aller Glaubenden.“⁵⁹ Mit dem Begriff vom „Priestertum aller Gläubigen“ wird verdeutlicht, dass es bei solchen Überlegungen keineswegs nur um die Verwaltung eines Mangels geht, sondern um ein reformatorisches Grundanliegen (das unter dem Stichwort ›gemeinsames Priestertum‹ seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch in der katholischen Kirche Anerkennung gefunden hat und insofern in ökumenischer Verbundenheit bejaht werden kann).

In Gegensatz zu den im vorliegenden Buch vertretenen Überlegungen stehen dagegen die folgenden Aussagen, welche letztlich nichts anderes als den langsamen

⁵⁹ Ebd., S. 51.

Abschied vom Modell der Volkskirche bedeuten und die umstrittene Forderung aufstellen, dass die Kirche sich aus ihren flächendeckenden Angeboten zurückziehen soll: „Aus den Parochien heraus entwickeln sich immer häufiger Profilgemeinden, die mit einem besonderen geistlichen, kirchenmusikalischen, sozialen, kulturellen oder jugendbezogenen Schwerpunkt nicht nur die unmittelbare örtliche Umgebung ansprechen, sondern eine regional bezogene Ausstrahlung entwickeln.“⁶⁰ Als Beispiele hierfür werden neben Profilgemeinden auch Passantengemeinden, Citykirchen, Kommunitäten und Mediengemeinden genannt.⁶¹

Dabei geht es nicht nur um allgemeine, theoretische Überlegungen, sondern um eine konkrete Planung, welche die Umverteilung finanzieller Mittel einschließt: „Eine größere Vielfalt der Gemeindeformen ist nur möglich, wenn die Finanzverteilung an die Gemeinden nicht allein an den Status der Ortsgemeinde gebunden ist. Vielmehr kann eine Reduzierung klassischer ortsgemeindlicher Angebote sogar über das Maß des allgemeinen Finanzrückgangs dann gut begründet sein, wenn dadurch eine Stärkung von Profilgemeinden ermöglicht wird.“⁶² Dafür werden auch Zahlen genannt: Demnach soll die Finanzierung von Profilgemeinden zuungunsten der Ortsgemeinden so gestaltet werden, dass letzteren bis zum Jahr 2030 nur noch 50 % der kirchlichen Mittel zufließen.⁶³ „So wird die Ortsgemeinde weiterhin eine Grundform von Gemeinde bleiben, aber ihre Bedeutung wird sich zugunsten anderer Gemeindeformen relativieren.“

⁶⁰ Ebd., S. 55.

⁶¹ Ebd., S. 55 f.

⁶² Ebd., S. 56.

⁶³ Ebd., S. 57.

Dies wird erhebliche Konsequenzen sowohl für die Verteilung von Ressourcen als auch für das Berufsbild der Pfarrerin und des Pfarrers sowie für Aus-, Fort- und Weiterbildung haben.“⁶⁴ In der Tat ist der hier propagierte „Rückzug der Kirche aus der Fläche“ eine Maßnahme von großer Tragweite, und so hat dieser Aspekt des Impulspapiers heftige Kontroversen ausgelöst.⁶⁵

Schlussfolgerungen für die Praxis

Welche Relevanz haben solche Überlegungen für die Gemeindegemeinschaft vor Ort? Natürlich bleibt es nicht ohne Auswirkungen, wenn Gelder gekürzt werden und das ohnehin rückläufige Personal abgezogen wird. Vor allem aber gilt es festzuhalten: Eine Erneuerung der Kirche kann nicht durch die nun schon seit Jahrzehnten durchgeführten *Strukturreformen* erreicht werden. Im Gegenteil: Durch diese Art von Veränderung wird den Kirchenfernen und den Gelegenheitskirchgängern auch noch das Letzte genommen, was sie mit „ihrer“ Kirche verbunden hat: das Gefühl von *Beheimatung* (welches angesichts der rapiden Umbruchprozesse in unserer Gesellschaft von besonderer Bedeutung ist). Was die Kirche braucht, ist nicht eine Strukturreform, sondern eine *Glaubensreform*. Auch hierfür gibt es in der gegenwärtigen Diskussion in der evangelischen Kirche ein aufschlussreiches Beispiel: Klaus-Peter Jörns hat mit seinem Buch „Notwendige Abschiede“⁶⁶ Impulse dazu gegeben, wie die Tradition des christlichen Glaubens gerade dadurch

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Vgl. insbesondere das ›Leuchtfeuer 3: Aufbruch in den kirchlichen Kernangeboten‹, ebd., S. 59–61.

⁶⁶ KLAUS-PETER JÖRNS: Notwendige Abschiede. Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum, Gütersloh ⁶2017.

bewahrt werden kann, dass sie sich *wandelt* – und er hat die „Gesellschaft für eine Glaubensreform“⁶⁷ gegründet, um solche Bemühungen auch praktisch umzusetzen.

Bis es soweit ist, dass derartige Anregungen von der katholischen und evangelischen Kirchenleitung aufgegriffen werden, bleibt den Gläubigen, in ihrer *Kirchengemeinde* vor Ort auf Veränderungen hinzuwirken. Die gute Nachricht ist: An der Basis sind solche Veränderungen am leichtesten umzusetzen, und dort sind sie auch bereits am weitesten vorangeschritten. Zahlreiche Praxisbeispiele auch in diesem Buch legen davon Zeugnis ab. Es sei darauf hingewiesen, dass gerade die Bemühungen um die Erneuerung der Kirche *vor Ort* von katholischen und evangelischen Christen *gemeinsam* getragen werden und dass sie deshalb von ihrem Wesen her ökumenisch sind. Darum besteht auch die Zukunft der Kirche in der *Ökumene*⁶⁸ – selbst wenn die Amtsträger dem im Weg stehen.

Eine wichtige Ergänzung zur Kirchengemeinde stellen *Kommunitäten* als geistliche Gemeinschaften dar. Auch von ihnen ist im Impulspapier „Kirche der Freiheit“ die Rede. In den letzten Jahren sind manche Aufbrüche in diesem Bereich entstanden – auch wenn dies längst noch nicht ausreicht, um für Interessierte überall erreichbar zu sein. (Stattdessen wird so die Praxis des *Pilgerns* zu spirituellen Kraftorten gefördert.) Nicht wenige solcher Gemeinschaften sind in ihrer Ausrichtung eher elitär und verstehen sich als kleine Schar der Auserwählten – hinter dem inklusiven Ideal von Kirche als Volkskirche bleiben

⁶⁷ Vgl. <https://glaubensreform.de>.

⁶⁸ Vgl. Jutta KOSŁOWSKI: *Die Einheit der Kirche – das Ziel und der Weg ... und welche konkreten Schritte wir schon heute gehen können*, Paderborn 2019.

sie deutlich zurück. Es gibt aber auch etliche Kommunitäten, die bewusst eine ökumenische Ausrichtung haben.

Als bekanntes Beispiel hierfür sei die Kommunität Gnadenthal erwähnt (auch unter dem Namen „Jesus-Bruderschaft“ bekannt): Hier kommen die Mitglieder der Lebensgemeinschaft sowohl aus der evangelischen als auch aus der katholischen Kirche und aus Freikirchen, und die Kommunität unterhält gute Beziehungen sowohl zur evangelischen Kirche in Hessen und Nassau als auch zum Bistum Limburg. In der Liturgie werden Elemente aus den unterschiedlichen Konfessionen (einschließlich der Orthodoxie) organisch miteinander verbunden. Täglich wird dort in der Kapelle das „Mittagsgebet für die Einheit des Volkes Gottes“ gebetet, und damit öffnet sich der Horizont der Ökumene über den innerchristlichen Bereich hinaus auch für die Beziehung zum Judentum. Hier teilen Alte und Junge, Männer und Frauen, Familien und Eheleute, Brüder und Schwestern, Katholiken und Evangelische nach dem Motto „Ora et labora“ den Alltag miteinander – und sie versuchen, eine Gemeinschaft zu bilden, die dem Ideal „Versöhnt leben in der Vielfalt“ entspricht.

Zur Autorin:

Dr. Jutta Koslowski (geboren 1968) ist evangelische Pfarrerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und Lehrbeauftragte für Ökumene und christlich-jüdischen Dialog. Zahlreiche Veröffentlichungen zu diesen Themen. An der Universität München hat sie über „Die Einheit der Kirche in der ökumenischen Diskussion“ promoviert. Derzeit arbeitet sie an einer Habilitation zum Thema „Kirche und Israel – Versuche der Verhältnisbestimmung nach der Shoah“. Sie ist verheiratet und hat vier Kinder. Mit ihrer Familie lebt sie im Kloster Gnadenthal.